



Vom Lefzig Franz.

* 1816, † 1883 zu Buchholz. *)

Von Max Rothe.

Man hört heute noch von den heilkräftigen Lefzigtropfen reden. Und wenn man die Unordnung in irgendeinem Raume treffend kennzeichnen will, so sagt man wohl: „Es sieht hier aus wie beim Lefzig Franz.“ — Wer war dieser Mann? — Es mag 50 oder 60 Jahre her sein. Da schiebt sich am frühen Morgen durch die Tür des unteren Eckhauses an der Katharinenstraße und Neugasse eine lange, hagere, starkknochige Gestalt, der man an Haltung und Gebaren den behäbigen, geachteten Bürger ansieht. Es ist der Posamentiermeister und Stadtverordnete Franz Lefzig. Es wird ihm nicht leicht geworden sein, sich mit seinen beiden Wasserkannen durch die mit Kisten, Säcken, Körben und allerhand Gerümpel verbarrikadierte Hausflur durchzuarbeiten. Er biegt in die Neugasse ein. Mit Wohlgefallen gleiten seine Blicke über die prächtigen Fußpfade hin, die seine Fensterstühle zieren. Dann streift er den Wasserbehälter an der linken Seite der oberen Neugasse zu und füllt seine Kannen. Bevor er sich zum Abstieg rüstet, bearbeitet er mit seinem großen blauen, weißgeputzten Schnupftuch die etwas gerötete Nase, an der sich beständig ein braungelber Tropfen mit Mühe festzuhalten sucht. Dann kommt eine mächtige birkene Schnupftabakdose zum Vorschein, der er mit wenigen Zügen zuspricht und die dann, um ein bedeutendes erleichtert, in ihr Versteck zurückwandert. Nun ist er mit den gefüllten Kannen wieder unterwegs.

„Aber Herr Lefzig“, redet ihn nach freundlichem Morgengruß Nachbar Preuß an, „da mühen Sie sich nun Tag für Tag mit dem Wasserholen ab. Warum überlassen Sie diese Arbeit nicht Ihrer Marie?“

Mit der gutmütigen Antwort: „Mir will's doch sein, Zeit'n net gar esu sauer mach'n“, löst der Gefragte ohne Kopfschütteln das schwierige Problem der Weiterfrage. — Die Lefzig-Marie, wie man sie nach ihrem Dienstherrn allenthalben nennt, stammt aus Frohnau. Sie ist der dienstbare Geist im Hause. Herr Lefzig ist nämlich ledigen Standes.



Franz Lefzig in seinen besten Jahren.



Gesang-Verein „Concordia“ Buchholz, v. Jahre 1889.

Erste Reihe oben: Paul Werner, Emil Graupner †, Paul Eihnel, Emil Hofmann, Rich. Böttger, Herm. Köfcher.
Zweite Reihe: Herm. Defer †, Karl Schubert, Martin Rüdiger †, Wilh. Witte, Emil Langer, Martin Boshert, Karl Schmidt †.
Dritte Reihe: Moritz Grant, Wilh. Siegel †, Herm. Schmidt †, Anton Finkel †, Theod. Jahn, Rich. Wöllner.

Tische. Dort haben sich in friedlichem Auf- oder Nebeneinander zusammengefunden: ein seit langem in Gebrauch genommenes Handtuch, eine blaue Schürze von gleicher Beschaffenheit, schadhast ge-

Wohl hatte er einst eine starke Zuneigung zu dem Dienstmädchen seiner Eltern gefaßt, doch sein Vater, der Kugelfrankenverleger war, wußte die Heiratspläne seines verliebten Sohnes zu durchkreuzen. Das nahm diesem die Lust und den Mut zu weiteren Eroberungen. — Herr Lefzig trägt also arbeitswillig seine Wasserkannen ins Haus. Nach kurzer Zeit erscheint er wieder im Rahmen eines der geöffneten Fenster des Erdgeschosses an der Neugasse. Er hat ein schwarzes Tuch um den Hals geschnitten. Das verleiht ihm im Verein mit dem langen, schwarzen Rock, den er das ganze Jahr über trägt, ein würdiges Aussehen. Die Hände gleiten ordnend durch das lange, dicke, stark ergraute Haar, das er höchstens ein- oder zweimal im Jahre schneiden läßt. Damit ist die Morgentoilette beendet. Vielstimmiger Kanariengesang schlägt an sein Ohr und macht ihn froh. Leute, die die Neugasse hinauf- oder hinuntergehen, verweilen vor dem Hause und lauschen den kunstvollen Schlägen und Trillern der jubelnden kleinen

und versorgt seine Schillinge mit Futter und frischem Wasser, das er soeben geholt. — Eine Heimarbeiterin aus Frohnau betritt die Stube. Sie kauft den für Kugelfranken nötigen festen schwarzen Zwirn, mit dem Herr Lefzig handelt. Er wiegt ihr für einen Zünser oder Sechser ab. Währenddessen sieht sich die Frau im Zimmer um. Sie ist nicht das erstemal da, aber immer wieder schüttelt sie den Kopf, denn sie kann nicht begreifen, daß bei dem wohlhabenden Herrn Lefzig eine so wilde Unordnung herrscht. Da ist kaum ein Fleckchen in der ganzen Stube, das nicht mit Gegenständen aller Art belegt oder behängt ist. Die Augen der Frau mustern den Wirrwarr auf dem

*) Nach Mitteilungen der Herren Stadtrat Preuß, Emil Langer, Schulhausmann Ludwig, Frau Emilie Köhler u. a.

wordene Strümpfe, Zeitungen und Briefe, Bücher und Noten, Tinte und Feder, eine Waage mit Gewichten, Zwirnsträhne, Blumenäse, Schüsseln, Teller und Töpfe mit Speiseresten, Hammer und Zange mit Nägeln, Oefkanne und Tischlampe. Und so sieht es in jedem Winkel aus. Die Frau soll Platz nehmen. Aber wo? Jeder Stuhl ist besetzt. Halt! Auf der sofaähnlichen Pritsche liegt nur eine zusammengeknüllte Decke. Dort läßt sich die Kundin am Rande vorsichtig nieder.

„s Bett is noch net gemacht“, entschuldigt sich Herr Lefig, weil die Frau die Decke ein wenig beiseite schiebt.

„Schlofen Sie de of dare Pritsch?“ fragt die Frau und blüht durch die offene Schlafstübentür auf die hochgebauchten Federbetten.

„s is esacher vor mir“, meint der Lebenskünstler, „un mei Marie hot net su viel Imständ.“

„Eper zieht'r sich a net emol aus hein Zebettghe“, denkt die Frau im stillen, nimmt ihre Ware in Empfang, bezahlt und geht.

Das Geld wandert in ein flaches Körbchen, das sich auf dem Fensterbrett vorfindet und mit einer ansehnlichen Menge kleinerer und größerer Geldmünzen angefüllt ist. Hier haben des Hausherrn Barmittel jahraus, jahrein ihren Platz, und wenn jemand sein Befremden darüber äußert, so beruhigt sie der Sorglose mit den schlichten Worten: „Mir hot noch niemand was genommen.“

Im Laufe des Tages stellen sich noch eine Menge Kunden ein. Man kauft bei ihm nicht nur Zwirn, sondern auch Glas und Leinwand, die in einem Ballen angeschmuckt in der Stube liegt.

Niemandem kommt es in den Sinn, die empfangene Ware auf ihr richtiges Gewicht oder Maß hin nachzuprüfen, denn Herr Lefig betrügt keine Menschenseele, eher ist ein Lot zu viel als zu wenig an der Ware. Und ist beim Einkauf das nötige Geld nicht mit zur Stelle, so schadet es auch nicht. Herr Lefig leiht bereitwilligst und fordert keinen vor den Richter, der sich dauernd zahlungsunfähig erweist.

Wieder geht die Tür. Ein Rüderswalder Bauer hinkt herein.

„Wu fahlt's de?“ forscht der Vielbeschäftigte.

„Ich ho setes Reissen in de Be“, erklärt der Kranke, „do sei doch de Lefigtropfen gut drfir, net wahr?“

„Dos gelab ich. Meine Tropfen halfen vor alles. Wolln Se e Glaschl?“

„Nu, e ganz Glaschl is mr ze teier, ka ich net e halbes krieng?“

Herr Lefig versichert seine Bereitwilligkeit und ist schon dabei, mit einem vollen der dünnhäutigen Gläschen ein leeres bis über die Hälfte zu füllen. Den Rest gießt er sich in die hohle Hand und verreibt die grünlich schwarze Flüssigkeit in seinem Haar, das alsbald zur Verwunderung der Leute eine grasgrüne Färbung annimmt.

Wie der Bauer die berühmten Lefigtropfen in die Tasche steckt, fühlt er sich schon halb genesen, und mit der festen Zuversicht auf baldige Heilung tritt er heim.

Herr Lefig stellt die Tropfen nicht selbst her. Er bezieht sie aus Holland. Sie führen ihren Namen nur nach ihm, weil er den alleinigen Vertrieb hat. Der Glaube an ihre Wunderkraft ist auch heute noch nicht erschüttert. Sie sind beim Hinkel Karl auf der Katharinenstraße zu haben.

„Grieh Gott, Ludwig!“ klingt es einem neuen Ankömmling entgegen, „wu brenzt de dich dr Wind har?“

Der so Angeredete ist der Krieg Ludwig, der erste Verleger für Kugelfransen, dessen Haus, vom Volke „Ludwigslust“ genannt, als einziges in der Runde über dem Steinbruch oberhalb der großen Buche thront. Er verrichtet Sommer wie Winter in Filzschuhen und mit dem Tragkorb auf dem Rücken seine Besorgungen und hat später in dieser fragwürdigen Ausrüstung einen etwas unrühmlichen Abgang genommen, um nach Amerika auszuwandern.

„Was haste de ofn Harzen?“ forscht sein Freund.

„Ich wollt dich ner frehng, ob de nocher ewing miet fischen gist.“

Der Andere ist natürlich einverstanden. Eine knappe halbe Stunde später rücken sie ab, und zwar noch vor dem Mittagessen. Ein paar Brotschnitten mit wenig Belag tun ihre Schuldigkeit. Man ist eben mit des Lebens Notdurft und Nahrung genügsamer wie heute der kleine Mann aus dem Volke.

Ihr Jagdgebiet ist der Pöhlbach jenseits des Pöhlberges. Die Lust am Umherschweifen und am Aufenthalt in der freien Natur ist

bei ihnen größer als das Verlangen nach einer lederen Mahlzeit. Und wer den Lefig Franz zum Weggenossen hat, braucht nicht vor Langeweile zu gähnen. Der weiß auf des Herrgotts Erde so gut Bescheid wie in den Klassikern, wie in der Pflanzenkunde und in der großen Politik, und Entfernungen von dem heimatischen Grund und Boden spielen für die wandergeübten Männer keine Rolle.

Wie er wieder nach Hause kommt, findet er die Stubentür noch ebenso sperrangelweit offen, wie er sie verlassen hat. So hält er es immer, wenn er ausgeht. Diese Gepflogenheit gründet sich einestheils auf sein unerschütterliches Vertrauen in die Ehrlichkeit seiner Mitmenschen; seinem Freund Krieg Ludwig gegenüber, der ihm deshalb Vorhaltungen macht, weiß er noch einen anderen Grund ins Feld zu führen: „Wenn de Tir auf is, denk de Leit, iech bi ner en Ahngblick außen un komm gelei wieder, un do mausen se nisch.“ „Hast a wieder racht“, muß Ludwig angesichts dieser feinen Diplomatie bekennen.

Und wirklich, das wohlgefüllte Geldkörbchen, auf das es begehrlische Hände in erster Linie abgesehen hätten, steht unberührt an seinem Platz.

Auf dem einzigen Sitzplätzchen der Wohnung aber hat sich eine junge Frau niedergelassen, die auf dem Schoße ein Bündel hält. Ihre feuchten Augen lassen Herrn Lefig auch gleich erraten, wo sie der Schuh drückt. Und sie rückt auch ohne Umschweife mit der Sprache heraus: Geld braucht sie, und zwar ganz dringend, denn der Tischler, der die Möbel für die Ausstattung geliefert, will nicht länger warten, und sie will ihr Brautkleid, das sie gleich mitgebracht, als Pfand dalassen. Für den Mann mit dem guten Herzen gibt es kein Besinnen. Er händigt ihr mit tröstenden Worten die gewünschten 50 Mark ein.

Ein Vierteljahr später hat dieselbe Frau ein neues Anliegen. Am Sonntage wäre Kindtaufe, ob er ihr für diesen Tag nicht das Kleid leihen wolle. Es braucht wohl kaum noch berichtet zu werden, daß der Allgute weder Frau, noch Kleid, noch Geld je wiedergesehen hat.

Wie die Frau mit schwerem Beutel und leichtem Herzen das Haus hinter sich hat, trägt Marie das verspätete Mittagessen auf: einen Topf Kaffee und die üblichen Brotschnitten, die nicht das erste mal den Mittagsbraten ersehen müssen.

Nicht lange danach ist er mit Handwagen, Sack und Hacke unterwegs nach seinem Felde hoch oben am Schmiedsfelsen. Er will Kartoffeln ausnehmen. Im Frühjahr! Das bringt nur ein Lefig Franz fertig. Im verflossenen Herbst, als alle Leute ihre Kartoffeln bereits unter Dach und Fach hatten, überraschte ihn der vorzeitige Winter.

„Bei dar Kält stell' ich mieh net naus“, erklärt er, „hol ich mrsche ahm in Friehegahr. Zu de Kastlöble sei se allemol gut, un wenn se drforn sei, schmeden se sieh. Do spart mr ne Zucker.“

Im Herbst hat er wiederholt die Wahrnehmung machen müssen, daß ihm Kartoffeln gestohlen werden. Er zieht deshalb selbst des Nachts auf Kartoffelwache. Um nicht zu frieren, hüllt er sich in seinen Schlafrock, an dessen Leibschnur er einen Reiterfädel befestigt. Er will beiseite niemand wehe tun, sondern die Diebe nur einschüchtern.

Und wie er sich nicht entschließen kann, seine Kartoffeln rechtzeitig auszunehmen, so geht es ihm auch mit dem Weißen seiner Wohnung. Der Kalkseimer steht bereits 2 Jahre in der Stube, und daneben liegt das nötige Handwerkszeug.

Dieselbe Bewandnis hat es auch mit dem Abflußstein über der Haustür. Als er nach dem Großfeuer vom Jahre 1852 sein Haus hatte neu errichten lassen, ließ er den besagten Stein nicht behauen. Er wollte dies selbst tun, denn auch darauf versteht er sich. Aber siehe da, wie der junge Theodor Preuß 1870 heiratet und sein Nachbar wird, kann sich der Stein noch immer jungfräulicher Unberührt rühmen. „Alles Ding währt seine Zeit“, denkt eben auch Herr Lefig.

Wie er vom Felde zurückkehrt und die Kartoffeln seiner Haushälterin übergibt, bezweifelt diese stark, ob mit dem matschigen Zeug etwas anzufangen ist. Er überläßt die Entscheidung hierüber ruhig seiner Marie, begibt sich in die Stube, macht einen Teil des Tisches und einen Stuhl frei, legt Notenpapier, Tinte und Feder zurecht und schreibt dann eifrig die Stimmen eines Männerchorliedes heraus. Er bedient sich dabei noch des Federkiesels, aber zierlich sitzen die Notenköpfe auf dem Papier, und sauber setzt er den Text darunter. Bis zum Abend muß die Arbeit beendet sein, denn heute ist ja

Singstunde in seiner Wohnung. Jawohl, in seiner Wohnung! Er schafft, wenn es sein muß, Platz für 10 Mann. —

Mitten in der Arbeit wird er unterbrochen. „Handwäglar“ aus Crottendorf halten vor dem Hause und fragen an, ob er ihnen nicht einen Wagen Holz ablaufen will. Natürlich tut er das, obwohl im Hofe bereits ein mächtiger Holzstoß fein geschichtet steht, denn Leute, die des geringen Verdienstes willen den weiten Weg nicht scheuen, muß man unterstützen. Er zahlt auch sogleich und gibt den Männern auf, das Holz durch die Hausflur nach dem Hof zu schaffen, damit er ungestört weiter arbeiten kann. Wie die Handwäglar fort sind, kommt Marie entsezt ins Zimmer gestürzt und meldet, daß im Gewölbe 4 Stücke Butter fehlen.

Das ist Herrn Lefzig denn doch zu arg, und schon sieht man ihn auf der Spur des flüchtenden Diebvolkes seine schnellste Gangart nehmen. Kurz vor dem Friedhof klopft er beim Langer Emil an die Fensterscheiben.

„Hatt'r net ne Bezold aus Crutendarf de Stroß hinner machen jah?“

Sie haben gerade die letzten Minuten nicht Obacht auf die Straße gehabt. Da bittet er Emil, mit ihm zu kommen. Sie wollen getrennt marschieren, um vereint zuzufassen zu können. Er selbst wählt den Waldweg diesseits des Baches, während Emil die Sehmaer Straße einschlägt. Der junge Bursche ist noch nicht weit gegangen, da sieht er die Männer am Waldrande lagern. Er tut, als gehen sie ihn nichts an, läuft weiter und gibt dem Bestohlenen das verabredete Zeichen mit dem Schnupftuch. Mit gewaltigem Sprunge setzt jener über den Bach und klettert wie ein Eichhörnchen die Böschung hinauf. Dann stellen sie die Diebe, und der erboste Herr Lefzig hält ihnen eine furchtbare Standrede.

„Su is schie raht. Das ho iech for meiner Gutmietigkeit. Holz ho iech genug und sot, odr weil'r miech dauert, namm iech eich den ganzen Wögh voller o, un ihr bemaust miech drfier. Of dr Stell rickt'r de Butter wieder raus, un dan do“ — damit zeigt er auf Emil — „johlt'r jr Stroß ene Mark, daß'r sein Vater nisch verrotten tut, denn dar is Wachmester!“

Ohne Widerstreben langt einer der Männer in einen Holzfaß und gibt die 4 Stücke Butter, die in Staub- und Holzteilchen eingehüllt sind, zurück, denn bei der Eile des Diebsgeschäftes konnte man sie nicht erst in Papier einschlagen. Da regt sich auch schon wieder des Herrn Lefzig gutes Herz. Er mindert die an Emil zu zahlende Straßsumme auf 50 Pfennige herab. So übt Herr Lefzig höchst eigenhändig Justiz. —

Und wieder ist er daheim. Er hat noch Zeit bis zum Beginn der Singstunde, und diese Zeit muß genützt werden. Er gibt den Arbeiten und Beschäftigungen, die in der Richtung seiner Neigungen und Liebhabereien liegen, den Vorzug und versäumt dabei allzuoft wichtige Geschäfte.

Er bemerkt, daß ein Kanarienvögelchen Eier gelegt hat, und sogleich macht er sich daran, diese auf ihren Brutwert hin zu prüfen. Er läßt ein Ei nach dem anderen in ein Glas mit Wasser fallen, errechnet am spezifischen Gewichte des einzelnen Eies das künftige Brutresultat und schließt taube Eier vom Brutgeschäft aus.

Dann schnüht er noch Blumensträuße für seine Fuchsen und bastelt an kleinen Holzkästchen für die Fläschchen mit Lefzigtropfen, die er mit diesen unberechnet abgibt. —

Er hat sein Abendbrot noch nicht beendet, da treten auch schon die ersten Sänger ein: Der Böscher Martin, der Langer Emil, der Roscher Hermann, der Altmann Karl und der Keil Oskar, und die übrigen kommen nicht viel später, denn Herr Lefzig ist gewohnt, pünktlich zu beginnen.

In die Stadtverordnetenversammlungen kommt er selbst aber oft zu spät und schimpft dann, wenn eine Vorlage ohne ihn beraten worden ist.

Die Sänger sind also da. Nun heißt's Platz schaffen. Niemand darf etwas anrühren. Herr Lefzig übernimmt die Aufräumarbeiten selbst und findet für den Wust auf dem Tische immer noch ein Plätzchen irgendwo in der Stube. Nun werden Stühle herbeigeschafft. Die Übung kann beginnen.

Der kleine Verein verfügt über stimmkräftiges Material, denn Herr Lefzig nimmt nicht jeden auf. Er ist selbst ein trefflicher Sänger und singt jede Stimme vor. Wohl könnte er sich beim Einüben

seines Flügels bedienen, doch den hat er vor Jahren auseinandergenommen und keine Zeit gefunden, ihn wieder in gebrauchsfähigen Zustand zu setzen.

Wenn eine Liedweise ertönt, dann fallen die Kanarienvögel mit ein, und Vorübergehende lauschen dem seltsamen, aber schönen Doppellkonzert.

Herr Lefzig hat ein Lieblingslied, das merkwürdigerweise ein Liebeslied ist und dessen erster Vers lautet: „Ach, Mädel, ich sag dir's, ach, Mädel, ich klag dir's, ich liebe dich sehr. Und wenn du auch mich nicht liebst und mir den Abschied gibst, lieb ich dich mehr und mehr.“

Beim Absingen dieses Liedes schweigt der alte Junggeselle mit Entzücken in Bildern der Erinnerung. Auch selbst vertonte eigene Dichtungen seines Liedermeisters bringt der kleine Chor zu Gehör.

Wenn sich während der Übungen der berühmte Sängerdurst einstellt, so müssen die trockenen Kehlen mit Wasser genehrt werden. Etwas anderes gibt es beim Lefzig Franz nicht. Er ist kein Biertrinker, man trifft ihn höchst selten in einem Wirtshaus.

Aus der kleinen Sängervereinigung ist die „Concordia“ hervorgegangen, die später zur „Harmonie“ übertrat.

Herr Lefzig ist auch Gründer und Dirigent der „Lantane“, die nebenan bei Maurer Süß ihr Übungslokal hat, und im „Orpheus“ zu Annaberg zählt er zu den gefeiertsten Sängern.

Außerdem ist er an der Sonntagschule tätig, wo er unentgeltlich Zeichenunterricht erteilt. Daneben leitet er die Posamentierschule, an der neben ihm August Preuß und Karl Hinkel wirken. —

Der nächste Tag ist ein Sonntag. Als die Kirchenglocken läuten, ist Herr Lefzig mit der „Lantane“ auf dem Marsche zum Sängerkongress in Schwarzenberg.

Am Nachmittage meint ein Sangesbruder: „Franz, ich gelab, mr krieng heit noch e Gewitter.“

„Das ho ich schie lang weis kriegt“, pflichtet dieser bei. „Mir is ner im meine Fuchsenstöcke, die draußen stinne.“

Und als die „Lantane“ mit ihrem Einzelchor an der Reihe ist, fehlt der Liedermeister. Man muß notgedrungen die Nummer vom Programm absetzen.

Nach reichlich 3 Stunden ist der Vermischte schweißtriefend wieder zur Stelle. Er ist daheim gewesen und hat seine Fuchsenstöcke herein genommen, damit sie bei dem drohenden Gewittersturm nicht Schaden leiden. Der Zug braucht heute für die Strecke Buchholz-Schwarzenberg 1½ Stunde. Franz Lefzig ist also mit Zugsgeschwindigkeit — natürlich immer querselbein — hin und her gestürzt. —

So reist sich in seinem Leben, das reich ist an Absonderlichkeiten, ein Tag an den andern.

Jahre vergehen. Als man 1876 den neuen Kirchturm baut und dabei ist, auf den 4 Doppelsäulen über dem Raum für das Uhrwerk den hochauftretenden Turmkegel zu errichten, da erfährt den alternenden Mann ein Grausen. Er sieht den Tag kommen, da der erste Sturm das Bauwerk umknickt wie einen Roggenhalm. Tagtäglich hat er das gefährliche Wagnis vor Augen, denn das Gotteshaus befindet sich oberhalb der Neugasse, also in unmittelbarer Nähe seiner Wohnung. Zu allen Bekannten äußert er seine Besorgnis und wird bei allen maßgebenden Stellen, sogar bei der Kreishauptmannschaft vorstellig. Da erweist man ihm die Liebe, ein Sachverständigengutachten einzuholen, das ihm schließlich den Frieden seiner Seele wiedergibt.

Die letzten Jahre seines Lebens zeigen ihn im Zustande sichtlichen Verfalles. Er geht gebückt einher, leidet an Schwerhörigkeit und vernachlässigt seinen äußeren Menschen immer mehr. Unter irgendeinem Vorwande besuchen ihn Leute, die in sträflicher Neugier den grauenhaften Zustand seiner Wohnung in Augenschein nehmen wollen. Herr Hellweg, einer der geachtetsten Bürger der Stadt, der Herrn Lefzig schätzt, will ihn von sachkundiger Hand haben und reinigen lassen.

„Lassen Se's ner, Herr Hellweg, ich ka's Wasser net gut ver-trohn“, ist die abschlägige Antwort.

Seine Abneigung gegen Wasser geht allgemach so weit, daß er es nicht leiden will, wenn Hausbewohner die Treppe scheuern. Um leerstehende Räume seines Hauses, dem auch Oberlehrer Freitag einstmals als Mieter angehörte, zerreiht sich deshalb niemand. —

Aber noch immer braucht er keinen Boten. Alle Besorgungen erledigt er selbst. Sind seine Tropfen ausverkauft und ist die neue Sendung aus Holland noch nicht da, so deckt er sich mit einem kleinen Vorrat ein, den er aus Wolkstein holt, wo dasselbe Heilmittel zu haben ist.

Als er einmal von einem Sängerfest in Schneeberg auf dem Heimwege ist, sieht er unweit der alten Bergstadt am Fenster eines Hauses einen blühenden Kaktus, der es ihm so angetan hat, daß er am nächsten Tage den nochmaligen Marsch nicht scheut, um die seltene Pflanze käuflich zu erwerben. Ohne die geringste Spur von Müdigkeit langt er zu Hause an.

Ein Junge erwartet ihn, der Zwirn kaufen will. Es ist aber keiner da. Er heißt den kleinen Kunden niedersehen, einen „Augenblick“ warten und läuft nach Geyer, um neue Ware zu holen. Geduldig wartet das Kind, bis Lehig Franz wieder zurück ist.

Auf allen Gängen begleitet ihn sein schwarzer Pudel, der mit Vorliebe die besten Bissen von dem gedeckten Tische anderer Leute holt, wie dies z. B. bei Schlosser Leibelt geschehen ist. —

Der Unermüdliche bearbeitet noch immer sein Feld selbst und macht neue Teile urbar. Dabei ereilt ihn das Verhängnis. Ein großer Stein, den er herauswuchten will, prallt zurück und zerquetscht ihm den Goldfinger der linken Hand. Er eilt heim, schneidet mit verrostetem Messer das verstümmelte Glied vollends ab und tunkt den blutigen Stumpf in die berühmten Lehigtropfen, die ihm und seinen Mitmenschen so oft Linderung und Heilung von Schmerzen

aller Art gebracht. Doch diesmal versagen sie in ihrer Wirkung. Die Hand entzündet sich und schwillt an. Von wildem Schmerze gefoltert und fast um den Verstand gebracht, sinkt er auf einer Fußbank neben dem Ofen zusammen. Eine Träne rollt über das bartlose Gesicht.

So finden ihn am Abend seine Sangesbrüder, die zur Singstunde kommen wollen. Statt einer Antwort auf die teilnehmende Frage, was denn geschehen sei, weist er nur nach dem Tisch, auf dem der fehlende Finger liegt. Der Bedauernswerte lehnt jede Hilfeleistung entschieden ab. Er ist trotz der brennenden Schmerzen der festen Ueberzeugung, daß es außer den Lehigtropfen keine Rettung gibt, und es ist eine eigenartige, schwere Tragik, daß sie dazu beigetragen haben, ihm einen qualvollen Tod zu bringen.

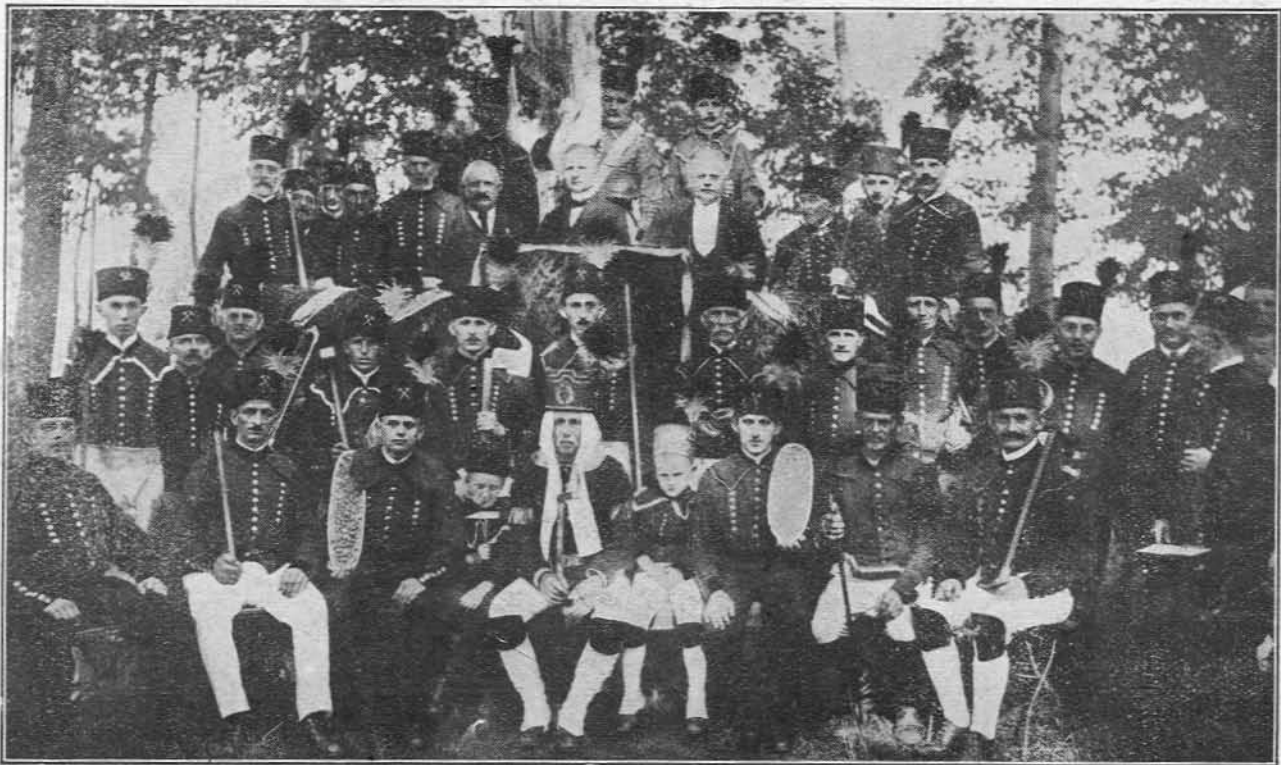
Neben der Luthereiche bettete man ihn zur letzten Ruhe, beweint und betrauert von allen, die ihm nahestanden.

Der wohlhabende Mann ist in Armut, ja sogar mit Hinterlassung von Schulden gestorben. Er hatte die Unvorsichtigkeit begangen, sich seines Besitzes durch vorzeitige Erbteilung zu entäußern.

+

Wie seltsam rollte doch dieser Lebensfaden ab! Drängt sich da nicht die Frage auf: Wie würde sich der Lebensgang dieses Mannes an der Seite einer Hausfrau gestaltet haben, wenn diese für seine Eigenheiten Verständnis gezeigt hätte? Wahrscheinlich wäre er ein Bürger von untadelhaftem Ruf geworden, und sein Leben hätte nicht den tragischen Ausgang genommen.

Traugott Pollmer-Frohnau im Kreise der Frohnauer Bergknappschaft.



Auf vorstehendem Bilde erblicken unsere Leser inmitten der Bergknappschaft von Frohnau den daselbst dieser Tage verstorbenen, weithin bekannt gewesenen Traugott Pollmer, der, wie berichtet, ein begeisterter Bewahrer u. Förderer der Traditionen des Bergbaues war. Im 82. Lebensjahre ist er dahingegangen. Bei allen Veranstaltungen der genannten Knappschaft stand er an der Spitze, besonders auch bei Bergparaden und historischen Aufzügen. Er besaß eine reichhaltige Sammlung von Gegenständen

und Geräten aus alter Zeit, mit denen er manche Veranstaltung verschönerte. Auch in Schnitzkreisen war Traugott Pollmer bekannt und geschätzt. Noch bei der letzten Ausstellung des Frohnauer Schnitzvereins, dessen Ehrenmitglied er war, stellte er einige selbstgeschnitzte Leuchter aus. Er wurde, wie berichtet, in der Uniform eines Obersteigers beerdigt, da er infolge seiner großen Interessen für den Bergbau allgemein den Namen „Obersteiger“ führte.



Arbeiten ist nützlicher als spielen.

Eine arme Witwe hatte zwei Kinder, Albert und Lottchen. Diese hatten freilich nicht viele Stunden zum Spiel übrig; sie mußten schon mancherlei kleine Beschäftigungen mit vornehmen. Albert mußte seiner Mutter Holz in die Küche tragen; für einen Herrn, der eben in dem Hause wohnte, bald diesen, bald jenen Weg machen, oder sonst ein kleines Geschäft besorgen. Lottchen mußte frühzeitig schon den Strümpf nehmen, oder wenn es außerdem einen guten Verdienst gab, so mußte sie ebenfalls die gute Gelegenheit benutzen. Da nun die Kinder auch ihre Schulstunden ordentlich benutzten und ihre Aufgaben gehörig lernten, so blieben ihnen wenig Stunden zum Spielen übrig.

Aber sie waren doch vergnügt, denn ihre gute Mutter hatte dadurch eine große Erleichterung und freute sich ihrer tätigen Kinder. Albert und Lottchen gewöhnten sich auch so an die Arbeit, daß ihnen der Mühsigang ganz unerträglich wurde, und es fiel ihnen nicht schwer, sich ein Vergnügen zu versagen.

Um mich her bemühen sich
Andre vielfach, emsiglich.
Und so will ich, wenn auch klein,
Stets bemühsam, fleißig sein.

HUMOR DER WOCHE

Englischer Humor. „Nein, Richard, es tut mir aufrichtig leid, aber Ihre Frau kann ich nicht werden. Ich will Ihnen aber eine gute Schwester sein.“ — „Auch gut,“ antwortete der abgewiesene Freier bleich, aber gefaßt. „Wieviel hat uns denn unser guter Vater hinterlassen?“

Herzkrank. „Gib mir schnell meinen Instrumentenkasten,“ ruft der Arzt seiner Frau zu, nachdem er den telephonischen Anruf gehört hat. „Der Herr da sagt, daß er ohne mich sterben muß.“ — „Warte mal einen Augenblick,“ erwidert seine Gattin und nimmt den Hörer ans Ohr. Dann sagt sie: „Bleibe ruhig zu Hause. Der Anruf ist für Else.“

Das kleinere Uebel. „Warum singst denn deine Frau nicht ein bißchen, wenn das Baby schreit?“ — „Sie tat es früher, aber die Nachbarn sagten, es wäre ihnen viel lieber, wenn sie das Baby weinen hörten.“

„Er könnte umfallen“ . . . Rentier Knuth hat eine Italienreise unternommen. Als er wieder nach Hause zurückkommt, setzt er sich an den Schreibtisch und schickt dem Magistrat in Pisa eine Postkarte mit folgendem Wortlaut: „Verehrtester Magistrat! Wenn ich mich nicht ganz arg getäuscht habe, ist mir bei meiner Italienreise eine ziemliche Senkung Ihres städtischen Turmes aufgefallen. Selbiger könnte umfallen, wenn nicht bald nachgeholfen wird. Ich gestatte mir deshalb, Sie allerhöflichst auf den bedenklichen Zustand aufmerksam zu machen. Johann Anton Knuth, Rentier und Hauseigentümer.“

Aufrichtiger Glückwunsch. „Ich gratuliere dir zum großen Los, lieber Freund! Es war die höchste Zeit, daß du es gewannst.“ — „Ich war nicht in Verlegenheit darum.“ — „Aber ich.“

Raffiniertes Lockmittel. „Die Liliputaner da in der Schaubude müssen ja kolossal klein sein — am Eingang werden sogar Vergrößerungsgläser verliehen!“

Kindermund. Die kleine Lotte, welche im Zoologischen Garten Elefanten gesehen hat, fragt ihren Papa: „Sind das die Tiere, die man aus Mücken macht?“

Schlimme Aussichten. „Ich glaube, ich habe eine Dummheit gemacht,“ sagt Helene. „Wieso denn?“ „Hans machte mir im Auto einen Antrag, und in dem Augenblick, nach dem ich ja gesagt hatte, bezahlte er den Chauffeur und ging mit mir zu Fuß weiter.“

Seebär — nicht Tanzbär. „Was ist denn mit dem Kapitän los?“ fragt ein Passagier den Schiffsarzt. „Der Kapitän ist seefrank,“ erwiderte dieser. „Aber das ist bei dem alten Seebären doch unmöglich!“ „Tatsächlich, eine der jungen Damen hat ihm den Charleston beigebracht.“

Guter Rat.

Ein bekannter Volkschriftsteller hatte vor mehreren Jahren zwei volkserzieherische Werke herausgegeben, die den Titel „Sei stark!“ und „Tu es nicht!“ führten. Als er nun kürzlich ein drittes Büchlein „Auf dem Wege zur Ehe“ erscheinen ließ, sandte ein wichtiger Freund ihm eine Postkarte, auf deren Rückseite nur die Worte standen: „Auf dem Wege zur Ehe — Sei stark — Tu es nicht!“

Pünktlich fertig. „Ich habe zwei Billette fürs Theater“, verkündet der heimkehrende Chemann. „Oh, fein“, antwortete die Gattin, „ich will mich gleich anziehen!“ — „Recht so, Liebes, dann werden wir auch pünktlich fertig sein — die Karten sind für morgen abend!“

Familienanschluß. Klemms Lotte nimmt in der Nachbarnstadt eine Stelle als Haustochter an, um sich im Haushalt zu vervollständigen. Nach einigen Monaten wird Frau Klemm von einer Bekannten gefragt: „Wie hat es denn Ihre Tochter getroffen?“ — „Soweit ganz gut. Es gibt dort viel Arbeit, weil sechs Kinder vorhanden sind.“ — „Dafür war aber wohl Familienanschluß zugesichert?“ — „Den haben wir. Die Kinder sind jeden Sonntag bei uns!“

Die schönste Stunde. „Es war ein Abend so schön wie heute. Wir saßen eine ganze Stunde lang beisammen und keiner sagte ein Wort. Denkst du noch daran, lieber Mann?“ — „Und ob ich daran denke! Werde ich je die schönste Stunde meines Lebens vergessen?“